dieser . . . wohlwollenden Rücksicht katholischerseits die wegwerfende, gehässige und mit unerlaubten Mitteln vorgehende Handlungsweise des Liberalismus."

Hätte der Liberalismus wirklich gegen Professor Spahn so verfahren, so hätte er ihn noch weit glimpflicher behandelt, als es in den vorstehenden Sätzen des „Elf. Volksb." geschieht. Ist doch in diesen Sätzen die Behauptung enthalten, daß die katholischen Kritiker Spahn's absichtlich und entgegen ihrer Ueberzeugung die Spahn'sche Lochläusbiographie wohlwollend recensirt hätten. Herr Spahn muß sich nun darauf gefaßt machen, daß jene „gewisse" Recension wieder ausgegraben, umgeschrieben und den durch die theilweise Uebereinstimmung Spahn's mit dem Grafen Hoensbroech veränderten Voraussetzungen angepaßt wird. Erwähnt sei noch, daß Hoensbroech durch eine Mittheilung der „Köln. Ztg." von dem Vorwurfe, durch eine Enthüllung in der „Bonner Ztg." zum Verräther an Spahn geworden zu sein, theilweise entlastet ist. Das rheinische Blatt erzählt nämlich, daß ihm jene Enthüllung zuerst angeboten worden sei, und zwar nicht vom Grafen Hoensbroech; „immerhin mag er (Hoensbroech) der Versuchung nicht widerstanden haben, im engeren Kreise den pikanten Fall zu besprechen." Diese Worte der „Kölnischen Zeitung" lassen allerdings die Deutung zu, daß der Graf vielleicht ungewollt dem Schreiber jener Notiz das Material geliefert habe, und in diesem Falle hat der gegen Hoensbroech erhobene Vorwurf des „Vertrauensbruches" immer noch eine gewisse Berechtigung; denn jener Brief Spahn's ist zugleich mit einem zur Veröffentlichung bestimmten Aufsatze dem Grafen in seiner Eigenschaft als damaliger Redacteur der „Täglichen Rundschau" zugegangen.

Der deutsche Conflict mit Venezuela dürfte bald beigelegt sein, und zwar zu unserer Zufriedenheit. Auf Anordnung des Reichsmarineamtes werden auf dem Ende September bereits in Dienst gestellten Kreuzer „Falke" die Instandsetzungsarbeiten derart beschleunigt, daß das Schiff schon morgen die Ausreise nach Venezuela antreten kann. Sodann hat, wie mitgetheilt ist, die kaiserliche Werft in Kiel Befehl erhalten, die Reparaturen an dem Kreuzer „Gazelle" so zu beschleunigen, daß das Schiff schon im November nach der südamerikanischen Station zum Schutze der im columbisch-venezolanischen Kriege schwer bedrohten deutschen Interessen abgehen kann. Seit längerer Zeit befindet sich schon in den amerikanischen Gewässern der große Kreuzer „Vineta", der zeitig zum Schutz der deutschen Interessen hinausgesandt worden ist, als die Wirren in Columbien und Venezuela sich drohend zuspitzten. Am 28. September ist schließlich, um das ganze bisherige Aufgebot an deutschen Kriegsschiffen aufzuführen, die dann in den amerikanischen Gewässern sich befinden werden, auch noch das Schulschiff „Stein" am 26. vorigen Monats nach Madeira ausgelaufen, da zufällig die lange vor Ausbruch der columbisch-venezolanischen Wirren ertheilte Segelordre diesem Schiffe den Curs in die mittelamerikanischen Gewässer anwies. Diese Schiffe stellen ein hinreichendes Machtaufgebot dar, um der Regierung von Venezuela den Entschluß zu erleichtern, die geforderte Genugthuung zu geben. — Das letzte Mal, wo andere Umstände Venezuela gegenüber ein entschiedenes Eintreten eines deutschen Kreuzers veranlaßten, war im Februar des Jahres 1896. Folgendes war (wie der „Münchener Allgem. Ztg." von wohlunterrichteter Seite geschrieben wird) der Anlaß. Am 30. December 1896 wurde in Maracaibo der dort seit Jahren ansässige Dr. Warnekos, ein Zahnarzt, von einem Unbekannten mit einem Schlagringe angefallen. Warnekos, am Boden liegend und halb betäubt, schoß auf den Venezolaner. Der Mann starb am anderen Tage. Warnekos wurde der Proceß gemacht und er wegen Todtschlags zu sechs Jahren Kerker verurtheilt. Dieses Urtheil wurde auf Verwendung der Reichsregierung durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes abgeändert, aber auf — elf Jahre Verbannung nach Ciudad Bolivar am Orinoko. Auch hiergegen wurde Beschwerde eingelegt. Venezuela lehnte diese aber schroff ab. Auf Ersuchen des deutschen außerordentlichen Gesandten, des Grafen v. Rex, wurde der deutsche Kreuzer „Geier" abgesandt. Der Kreuzer kam am 7. Februar in La Guayra, dem Hafen von Caracas, an. Nun erfolgte alsbald die Begnadigung des Dr. Warnekos. Das Reich that noch mehr für den nun von der Rache der Venezolaner bedrohten Arzt, indem es ihn an Bord des Kreuzers „Geier" auf seinen Wunsch nach der holländischen Insel Curaçao brachte. Seitdem sind die Beziehungen zu Venezuela nur vorübergehend getrübt gewesen. Meist handelte es sich aber um die Unterstützung der Forderungen deutscher Kaufleute, die nicht zu ihrem Eigenthum gelangen konnten. Wegen des Aufenthaltes zahlreicher Deutscher in Venezuela sind Deutschlands Interessen dort ziemlich groß. Die venezolanische Mittellandbahn bis nach Valencia ist von Deutschen gebaut; deutsches Capital ist fast allein an dieser Bahn betheiligt, wie auch an den Unternehmungen, die längs jener größten Bahnstrecke des reichen Landes im Entstehen begriffen sind. — Wie aus Berlin berichtet wird, liegen dort über den jüngsten Zwischenfall an amtlicher Stelle noch keine weiteren Berichte vor. Politische Bedeutung mißt man dem Vorfall nicht bei.

Deutsches Reich.

△ **Berlin,** 13. October. Den liberalen Jugendvereinen Deutschlands, die in München tagen, widmen die bayerischen Blätter liberaler Richtung herzlichste und sympathische Begrüßungsartikel. Die Befürchtung, welche hier und da leise zum Ausdruck gelangt, als könne von irgend einer Seite der Versuch gemacht werden, diese Jugendvereine zu bevormunden, trifft durchaus nicht zu. Gerade dadurch unterscheiden sie sich von den ultramontanen und den socialdemokratischen Organisationen ähnlicher Art: man wollte die Jugend, wenn auch in steter Verbindung mit den älteren Parteifreunden, unter sich lassen, um ihr Gelegenheit zu bieten, sich in wechselseitigem Verkehr, frei von aller egoistischen Standespolitik — fast alle liberalen Jugendvereine zählen unter ihren Mitgliedern auch Angehörige des Arbeiterstandes, die in manchen Vereinen ¾ der gesammten Mitglieder ausmachen — zu ernster politischer Arbeit und für die socialen und politischen Pflichten eines liberalen Staatsbürgers im freiheitlichen, einigen deutschen Vaterlande zu schulen und gegenüber dem Materialismus und der banausischen Genußsucht die großen Gedanken und Ziele einer nationalen und liberalen Politik lebendig und wirksam zu erhalten. — Der Centralvorstand der nationalliberalen Partei hat folgendes Begrüßungstelegramm entsandt:

An den
Reichsverband der nationalliberalen Jugendvereine
München
Kunstgewerbehaus, Pfandhausgasse.

Dem Vertretertag herzlichen Gruß! Möge diese erste Tagfahrt unseren jugendlichen Freunden reiche Anregung entgegenbringen und den Geist verständiger Mitarbeit in der nationalfühlenden Jugend neu beleben, ihr selbst zur Ehre, dem Vaterland zu Nutz und Frommen.

Centralvorstand der nationalliberalen Partei.
Dr. Hammacher.

* **Berlin,** 13. October. Eine Würdigung Virchow's schließen die „Berl. N. N." mit folgenden Sätzen, die dem Gefeierten gerechter werden, als er seinem großen politischen Gegner Bismarck geworden ist:

„An Größen waren wir Deutschen einst so reich und so verwöhnt, heute sind wir darin recht arm geworden, um so höher steigt vor uns Allen eine Erscheinung von solcher Bedeutung auf. Daß Virchow als Abgeordneter zu den politischen Gegnern zählt und als Parteimann einer Gruppe angehört, die viel Gutes für das Vaterland gewollt, leider aber viel mehr noch verhindert und erschwert hat — dieser Umstand kann uns nicht abhalten, vor dem Geistesheroen den Degen zu senken, den wir wider den politischen Gegner so oft erhoben haben. Wohl aber sprechen wir dabei zugleich das Bedauern darüber aus, daß seine Betheiligung an den politischen Tageskämpfen einen so großen Theil seiner Lebens- und Arbeitskraft wegenommen hat; hätte er auch diese nur der Wissenschaft und der Forschung gewidmet, um wieviel mehr wäre die Welt durch ihn bereichert worden! Wir erkennen gern und ohne Weiteres an, daß seine politische Haltung stets auf Vaterlandsliebe und ehrenhafter Ueberzeugung, aber leider auf einem Idealismus aufgebaut war, der sich mit den harten realen Anforderungen des politischen Lebens nur schwer abzufinden vermochte. Auch Gneist und Sybel sind einst diese Straße gewandelt, aber für den Einen wie für den Andern hat es einen Tag von Damaskus gegeben. Nur Virchow ist jenem Doctrinarismus treu geblieben, der da glaubt, die Politik nach Theorien betreiben zu können, und der Politiker Virchow hat niemals einsehen lernen, daß dem Abgeordneten allenfalls gestattet ist, die Dinge dieser Welt von einem idealen Standpunct aus zu betrachten, den der im ernsten Kampfe der Interessengegensätze stehende Staatsmann sich versagen muß. Virchow's Abrüstungsantrag vom 20. October 1869 machte seinem Herzen alle Ehre, für sein stilles Studirzimmer war der waffenklirrende Schritt der Zeit ein störendes Geräusch, aber neun Monate vor Ausbruch des großen Entscheidungskampfs um unsere nationale Existenz war der Antrag so naiv als möglich, und Fürst Bismarck hatte nur zu sehr Recht, wenn er in seiner Auseinandersetzung mit Herrn Virchow am 21. April 1887 sagte: „Verlangen Sie etwa von mir die Kinderei, daß ich gegen meine eigene Ansicht, daß ich nach den Ansichten des Herrn Abgeordneten Dr. Virchow Politik treibe, wenn ich überzeugt bin: sie sind fehlerhaft, nachdem ich mich Jahrzehnte hindurch überzeugt habe, daß seine Beurtheilung und seine Vorhersagungen in der großen Politik immer unrichtig gewesen sind?" Die Würdigung des Politikers Virchow können wir hiermit abschließen und daran nur den Wunsch knüpfen, daß er seine reiche, gesegnete Arbeitskraft, die ihn auch den parlamentarischen Beruf mit unermüdlichem Fleiße und großer Hingebung treiben ließ, auf jenes Gebiet concentriren möge, auf welchem heute die Mitwelt mit Dank und Anerkennung seine unbestrittene Größe feiert, daß er aber die Geschicke Deutschlands ihren Gang gehen lassen möge, den sie seit einem Menschenalter ohne ihn und gegen ihn gegangen sind. Den Leidenden ist er ein großer Helfer gewesen; er ist in der Wissenschaft stets ungleich praktischer als in der Politik gewesen; er hat in schweren Zeiten sein Können bereitwillig den Verwundeten gewidmet, welche zu ihrem Theile die großen Fragen der Zeit halfen durch Blut und Eisen entscheiden helfen. Wenn dem Politiker Virchow die Gegner die höchste persönliche Achtung nicht versagen, — dem Menschen und dem Gelehrten zollen sie um so bereitwilliger die dankbare Anerkennung, die seinen Namen bis in ferne Jahrhunderte umleuchten wird."

○ **Berlin,** 13. October. Ueber „die deutsche Staatssprache" veröffentlicht Professor Dr. Zorn in Bonn (im „Verwaltungsarchiv", herausgegeben vom Oberverwaltungsgerichtsrath Dr. Schultzenstein und Geh. Rath Keil; Carl Heymann's Verlag, Berlin) eine Abhandlung, die in einem Separatabdrucke vorliegt. Professor Zorn tritt den Nachweis an, daß im preußischen und deutschen Staate die deutsche Sprache allein Staatssprache sei. Zu Verhandlungen in fremden Sprachen hält der Verfasser die Behörden für befugt; er giebt zu, daß es an der Grenze, in Gebietstheilen mit fremdsprachlicher Bevölkerung immer von Nutzen sei, wenn der Staat Beamte anstelle, die der fremden Sprache mächtig sind. Einen Rechtsanspruch auf Gebrauch einer fremden Sprache im Verkehr oder bei Berührungen mit Behörden, überhaupt im öffentlichen Leben erkennt Verfasser jedoch nur an, wenn er auf ausdrückliche Sondervorschriften gestützt ist. Aus dem Mangel solcher Sondervorschriften folgert Professor Zorn, daß Versammlungen, die nach dem Gesetze polizeilicher Ueberwachung unterstehen, in deutscher Sprache zu verhandeln haben, daß die Post befugt sei, Sendungen mit Ortsangabe in polnischer Sprache als unbestellbar zurückzuweisen, sowie endlich, daß der Unterricht, insbesondere auch der Religionsunterricht, in deutscher Sprache zu ertheilen sei.

— Die Bundesrathsausschüsse haben sechs Referenten und ebensoviel Correferenten bestimmt für die sechs Abschnitte des Zolltarifs.

— Zu den im letzten Arbeitsabschnitte des Reichstages unerledigt gebliebenen Commissionsberichten gehört auch der über den Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Freiheit der Religionsübung, der sogenannte „Toleranz"-Antrag. Es darf angenommen werden, daß die Berathung dieses Berichtes bald nach der Wiederaufnahme der Reichstagsverhandlungen vom Centrum gewünscht werden wird. Was die ebenfalls noch unerledigten Berichte über das Süßstoff- und das Schaumweinsteuergesetz betrifft, so muß es nach Lage der Dinge als zweifelhaft bezeichnet werden, ob deren Berathung dem Reichstage als beschleunigenswerth erscheint. In erster Linie wird aber an die Erledigung des Berichtes über die Seemannsordnung zu denken sein.

— Die „Nat.-lib. Corr." schreibt: Wenn es sich bestätigt, daß die königlich sächsische Regierung beabsichtige, an den Landtag mit einem Vermögenssteuer-Gesetzentwurf heranzutreten, so würden damit die Aussichten einer Reichseinkommensteuer abermals sich verringern. Je mehr aber, wie Preußen, auch die anderen Einzelstaaten dazu übergehen, das System ihrer directen Steuern auszubauen, um so näher tritt an das Reich die Nothwendigkeit heran, diejenigen Einnahmequellen in erhöhtem Maße in Anspruch zu nehmen, welche die indirecten Steuern darbieten.

— An der Fertigstellung des Etats der Schutzgebiete wird, so schreibt man der „Tägl. Rundsch.", unablässig gearbeitet; doch ist es nicht möglich, den Colonialrath vor dem November einzuberufen. Auch das sonstige Berathungsmaterial für den Colonialrath ist in Vorbereitung.

— Die vor einiger Zeit gemachte Mittheilung, daß der langjährige Bezirkschef im Kilimandscharo-Gebiet, Hauptmann Johannes, zum Stabe der Schutztruppe in Dar-es-Salaam versetzt sei, gab einzelnen Blättern Veranlassung, nach besonderen Gründen für die erwähnte Maßnahme zu suchen und die Ansicht zu äußern, daß die Verwaltungsthätigkeit des Hauptmanns Johannes am Kilimandscharo den Anlaß zu seiner Versetzung gegeben habe. Dem gegenüber können wir auf Grund zuverlässigster Informationen mittheilen, daß Hauptmann Johannes sich den schwierigen Verhältnissen im Kilimandscharo-Bezirk nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Kenner dieser Verhältnisse stets vollkommen gewachsen gezeigt hat, und daß seine Versetzung zum Stabe der Schutztruppe einerseits durch sein Dienstalter veranlaßt wurde, andererseits den besonderen Wünschen des kaiserlichen Gouverneurs Rechnung trug, der Werth darauf legte, einen erfahrenen und bewährten „Afrikaner" als Berather in militärischen Angelegenheiten zur Seite zu haben.

— Vom Deutschen Hilfscomité für Ostasien wird uns geschrieben: Für das Hilfscomité für Ostasien erwächst durch die Rückkehr unserer Truppen vom chinesischen Kriegsschauplatze neue Thätigkeit. Dasselbe hat einer großen Anzahl der hilfsbedürftigen, heimkehrenden Krieger eine vollständige Bekleidung, bestehend aus Anzug, Wäsche, Hut und Stiefel anzuweisen. Ebenso konnte das Comité eine große Anzahl an Bekleidungs- und Genußmitteln zur Verfügung stellen. Es ist Manches vom Comité geleistet worden, aber es sind noch Hunderte vorhanden, denen geholfen werden muß. Dazu bedarf das Comité weiterer reichlicher Mittel. Daher wendet sich dasselbe wiederum an das deutsche Volk mit der herzlichen Bitte um weitere Ueberweisung von Geldmitteln. Alle Mittheilungen sind zu richten an den Generalsekretär Emil Selberg, Berlin N.W., Roonstraße 9.

— Die für den 17. October im hiesigen „Kaiserhof" festgesetzte Feier der Officiere und höheren Verwaltungsbeamten aller Zweige des China-Expeditionscorps findet vorläufig noch nicht statt; wie man annehmen darf in Folge der noch andauernden Behinderung des Grafen Waldersee.

— Der Betrag der „Boerensammlung" des Alldeutschen Verbandes ist auf 344 999,26 ℳ gestiegen. Für Unterstützungszwecke sind bereits verwendet resp. bewilligt 217 453,60 ℳ. Es stehen also zur Verfügung noch 127 545,66 Mark.

— Im nächstjährigen preußischen Staatshaushaltsetat werden sich auch erhebliche Mehrausgaben für das gewerbliche Unterrichtswesen vorfinden. Obwohl die Chefs der beiden für diese Ausgaben verantwortlichen Ressorts, des Handels- und des Finanzministeriums, seit der Feststellung der letzten Etats gewechselt haben, wird in beiden Ressorts nach wie vor diesem für die Entwickelung des Gewerbes so wichtigen Unterrichtswesen große Aufmerksamkeit geschenkt.

— Die socialdemokratische Frankfurter „Volksstimme" schreibt über die Frage der geschlossenen Parteitagssitzungen: „Bei der Berichterstattung über den Lübecker Parteitag im zweiten Berliner Reichstagswahlkreise erklärte Auer: „Die geschlossenen Sitzungen müßten beibehalten werden, obwohl die erste Probe nicht sehr verlockend ausgefallen sei. Es sei falsch gewesen, in der geschlossenen Sitzung die Verhandlungen einzuschränken auf einen ganz engen Kreis von Gegenständen. Jeder muß dort vorbringen können, was er auf dem Herzen hat." Auer's Aeußerung bestätigt die Richtigkeit der Auffassung, die wir in Frankfurt von Anfang an von der Sache hatten: sie soll, wenn sie nach dem ersten, wegen der entstandenen Opposition noch etwas zaghaften Versuch richtig eingeführt ist, ein Ketzergericht für alles Mögliche hinter geschlossenen Thüren werden."

— Der Vorstand des Berliner Arbeitervereins hat eine Eingabe an den Magistrat gerichtet, worin er das Ersuchen stellt, schon jetzt durch Inangriffnahme von städtischerseits geplanten Bauten für Arbeitsgelegenheit Sorge zu tragen.

— Eine Haussuchung fand heute in den Räumen der „Staatsbürgerzeitung" statt. Fünf Beamte suchten nach einem Manuscript, betreffend eine Umfrage über die Ritualmorde, fanden aber nichts.

— Die Umgestaltung der Linden wird voraussichtlich die Stadtverordneten-Versammlung in der nächsten Woche noch nicht beschäftigen. Der Ausschuß hatte sich mit geringer Mehrheit für den vom Kaiser abgelehnten Entwurf I entschieden, will aber jetzt noch einmal in die Berathung eintreten.

— Regierungsrath Dr. Piutti von der Regierung zu Münster ist als Hilfsarbeiter ins Cultusministerium berufen worden.

— Hier angekommen sind der Justizminister Dr. Schönstedt, der Director im Justizministerium, Wirkliche Geheime Ober-Justizrath Bietsch, aus Schlesien. Der hiesige dänische Gesandte von Bind ist nach Berlin zurückgekehrt und hat die Geschäfte der Gesandtschaft wieder übernommen.

⊙ **Gumbinnen,** 13. October. Wie die „Preuß.-Lithauische Zeitung" meldet, hat König Oskar von Schweden und Norwegen dem Füsilier-Regiment „Graf Roon" ein Bild der Schlacht bei Svenskfund (1790) als Erinnerung an die Theilnahme des alten schwedischen Regiments von Engelbrechten, des jetzigen Füsilier-Regiments „Graf Roon", geschenkt.

* In **Gnesen** hat das polnische Wahlcomité den Beschluß gefaßt, anläßlich der bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen in keine Wahlagitation einzutreten und keine Candidaten aufzustellen. Das Comité erklärt, daß die Polen in Gnesen gar keine Aussicht mehr haben, eigene Candidaten durchzubringen. Die Zahl der polnischen Stadtverordneten in Gnesen ist im letzten Jahrzehnt außerordentlich schnell zurückgegangen. Während früher die Polen etwa ein Drittel, zeitweilig auch nahezu die Hälfte der Stadtverordnetensitze innehatten, sind sie jetzt beinahe vollständig aus der städtischen Vertretung hinausgedrängt. Die deutschen Katholiken stimmen ebenfalls gegen die Polen, und so haben die Letzteren überhaupt keine Aussicht mehr, eigene Candidaten durchzubringen.

* **Ballenstedt,** 13. October. Die Herzogin-Wittwe zu Anhalt-Bernburg erläßt folgende Danksagung: „Es ist mir inniges Bedürfniß, auch öffentlich meinen wärmsten Dank allen Denen auszusprechen, die mir durch Beweise ihrer Liebe und Treue die Feier anläßlich meines 90. Geburtstages zu einer so herzerhebenden und köstlichen gestaltet haben. Mit tiefer und dankbarer Rührung werde ich dieses Tages und dieser Liebe immerdar gedenken! Ist es mir leider auch nicht vergönnt, jedem Einzelnen persönlich meinen Dank zu sagen, so möchte ich doch, daß jeder Einzelne es wisse — im Schloß und in der Hütte —, wie unendlich wohl er mir gethan hat, und daß auch ich seiner nie vergessen werde. Schloß Ballenstedt, den 10. October 1901. Friedrike, Herzogin zu Anhalt-Bernburg."

* **Marklissa,** 13. October. Von der Grundsteinlegungsfeier für die Thalsperre bei Marklissa war ein Huldigungstelegramm an den Kaiser gerichtet worden. Hierauf ist folgende Antwort an den Landwirthschaftsminister v. Podbielski ergangen: „Ich danke Ihnen und den zur Feier der Grundsteinlegung der Thalsperre Versammelten für den Hul-

---

ein Gefühl vollkommener Hingebung und Zuversicht, das sie beruhigte und tief beglückte.

Anton Bergau war ein Stündchen vor der gewohnten Zeit vom Bureau gekommen. Er fühlte sich nicht wohl, und der Director hatte ihm freundschaftlich gerathen, Schluß zu machen und sich zu Hause zu pflegen, damit er morgen frisch sei. Noch nicht eine Viertelstunde hatte Bergau, seit er den neuen Dienst als Beamter der großen Versicherungsgesellschaft angetreten, an seinem Pult gesessen. Als er im Pferdebahnwagen saß, dachte er, es müsse doch schön sein, ein paar Tage ganz zu Hause zu bleiben, morgens lange zu schlafen, — vielleicht den Kaffee im Bett zu trinken — dann im Schlafrock in der Sopha-ecke sitzend die Zeitung zu lesen und Abends seine Patience zu legen — oder mit der Frau und Liffi eine Parte Whist zu spielen.

Aber dann überkam ihn die Erinnerung an sein schweres Krankenlager und die langwierigen Wochen zögernder Genesung mit ihrem verzweifelten Schwächegefühl, ihren Rückfällen, ihrer qualvollen Ungeduld. Er schüttelte sich. Nein, um Alles in der Welt, nur das nicht wieder! Nur gar nicht daran erinnert sein! — „Nein, ich trete morgen früh pünctlich zur Bureaustunde an." —

Seit dem Ohnmachtsanfall vom Sonntagabend lag es ihm in den Knochen. Den hatte er nicht ganz verwunden. Die Frau hatte ihn heute früh so sonderbar angeschaut. Ja, er sah jammervoll aus. Geld und Hehlängig, er wußte das recht gut. Nun wollte er sich gleich aufs Sopha legen und vor Tisch noch ein Weilchen ruhen.

Die Frau war nicht zu Hause. Wahrscheinlich eine kleine wirthschaftliche Besorgung. In der Küche prasselte etwas, das einen brenzlichen Geruch verbreitete. Ja, da konnte er nicht helfen. Liffi war doch wohl auch nicht da. Sie gab wohl heute Vormittag ihre zwei Clavierstunden auswärts.

Es fiel ihm plötzlich ein, er wolle einen Blick in des Mädchens Stübchen machen, da sie abwesend sei.

Leise, als habe er was Böses vor, trat er näher. Er drückte auf die Klinke, aber die Thür gab nicht nach. Sie war verschlossen. Das, meinte er, war früher niemals Mode gewesen. Er bückte sich zum Schlüsselloch. Es war undurchsichtig. Der Schlüssel steckte also nach innen. Das Mädel war da.

Er pochte mit hartem Finger und rief sie beim Namen. Drinnen wurden Stühle gerückt, es raschelte wie von Papier oder dergleichen. Wohl eine Minute verging, bevor aufgethan wurde.

„Vater — Du?"

Liffi stand mit dem Rücken gegen das Fenster, dem dunklen Corridor das Gesicht zugewandt. Aber ihre Stimme klang so selisam. Bergau faßte sie bei den Armen und führte sie dem Licht zu.

Alice biß auf die Lippe und begegnete dem streng forschenden Blick des Vaters fest, fast trotzig. Sie war bleich und ihre Augenlider roth angehaucht. Allmählich stieg purpurne Gluth in ihr Antlitz und ihre Augen senkten sich.

„Was ist, Vater?" fragte sie. „Was willst Du?"

Wie es käme, daß er hier sei, fragte sie nicht. Das fiel ihr kaum auf. Ihre Gedanken waren anderwärts.

„Ich wollte sehen, was Du treibst", erwiderte Bergau, indem er sie losließ. „In der Küche kochen die Töpfe über und Du siehst und hörst nichts."

„So? — Ich mußte nicht — Mutter hat mir nichts gesagt —"

Aber Liffi eilte auch jetzt nicht hinaus, sondern trat langsam an den Tisch am Fenster, wo ihre aufgeklappte Reisemappe mit allerlei zerstreuten Papieren neben dem Schreibzeug lag und fing an, diese zusammenzulegen.

Bergau schickte seinen Blick durch den schmalen Raum. Er sah anders aus als sonst, schien ihm, aber er hätte nicht sagen können, woran das lag. Vielleicht war es nur Einbildung. Es lag Einiges von Liffi's Sachen umher — das mochte Zufall sein. Aber doch —! Die Ziersichtheit und blitzblanke Nettigkeit, die ihm angenehm aufgefallen, so oft er hier herein geguckt, fehlte. Ein Schrank stand offen. Papiere und Bindfaden lagen auf dem Fußboden. Auf dem Schränkchen eine Staubdecke. Als ob sie Alles hier nichts mehr anginge — — als ob — —

Es gab Bergau einen Stich ins Herz. Seine peinliche Ordnungsliebe — sein bereits geweckter Mißtrauen ließ in Allem Bedeutung finden.

Er trat rasch auf den Tisch zu, an dem Liffi noch immer tramte, und griff nach der Mappe.

Liffi fuhr auf. Ihre Hand legte sich fest auf die Mappe.

„Bitte, Papa!"

„Geheimnisse?" fragte er anzüglich.

„Ja, Geheimnisse", erwiderte Liffi, ohne ihn anzusehen, in scharfem Ton, und zog die Mappe an sich. „Du weißt, ich mache Uebersetzungen für ein Patentbureau, und habe gelobt, Niemand Einsicht in die Schriften zu gewähren."

„Nun, mit mir hätte das keine Gefahr", versetzte Anton sarkastisch. „Sieh' mich an, Alice. Sprichst Du die Wahrheit? Handelt es sich wirklich um eine Arbeit für das Patentbureau, die ich nicht sehen darf?"

„Vater, ich weiß nicht, was Du von mir willst!" rief Liffi und brach in Thränen aus. „Was habe ich gethan? Weshalb quälst Du mich?"

Die Mutter kam unabsichtlich der Tochter zu Hilfe, indem sie draußen mit lauter Stimme nach ihr rief. Aber bevor Liffi folgte, hatte sie blitzschnell die verdächtige Mappe in ihr Schränkchen verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt.

Bergau stand, nachdem sie hinausgeschlüpft war, in der Stube und drückte beide Fäuste an die Stirn.

„Herr Gott im Himmel! — Was soll daraus werden! Was soll daraus werden! Soll mir der verfluchte Hund mein Kind verderben? Und ich dabei stehen, die Hände in den Taschen, und zusehen? — —"

Er dachte an die Polizei — an Ausweisungsbefehle — Olof war ja wohl in den Vereinigten Staaten naturalisirt — aber besaß er noch Heimath- und Bürgerrecht in Deutschland? Bergau wußte es nicht. Er wollte sich erkundigen — morgenden Tages. — Noch einen Tag Urlaub nehmen und Schritte thun. — Es mußte etwas geschehen. — Irgend wo und wie mußte es doch Mittel und Wege geben, den gefährlichen Menschen zu fassen und unschädlich zu machen.

Ein Fieberfrost durchschütterte Bergau, seine Zähne schlugen hörbar zusammen.

Er ballte die Faust und legte sie vor sich auf den Tisch.

„Lieber will ich sie todt sehen, als sie dem ausliefern — dem verfluchten Taugenichts — und dem Elend — und der Schande."

Zwölftes Capitel.

Bis tief in die Nacht hinein saß Liffi über einem Brief an die Eltern — einem Abschiedsbrief. Sie hatte ihn Vormittags angefangen, als der Vater sie überrascht — sie konnte nicht fertig werden. Heiße Thränen tropften auf die Blätter. Sie wußte nicht, was sie sagen, wie sie ihren eigenmächtigen Schritt erklären — entschuldigen sollte.

„Vater — Mutter — verzeiht mir! Ich bin nicht schlecht und unbankbar. Aber ich liebe ihn — ich liebe meinen Verlobten, mehr als mein Leben liebe ich ihn. Und Ihr wollt nichts von ihm wissen. — Ihr thut ihm Unrecht, Ihr verkennt ihn. Ich aber kenne ihn, ich weiß, daß er meiner Liebe, meines Vertrauens werth ist. Ich folge ihm, ich kann nicht anders — ins Glück oder ins Unglück, ich will Alles mit ihm theilen, was ihn trifft. Gebt mir Euren Segen, liebster Vater, liebste Mutter! Gebt mir Euren Segen, ich flehe Euch darum an, denn ohne Euren Segen kann ich nicht glücklich sein."

Darüber kam sie nicht hinaus. Wie oft sie auch ein Blatt zerriß und ein neues vornahm, wie sie nach Wendungen suchte, die herzlicher, demüthiger, überzeugender klingen sollten, immer war es derselbe Sinn, und schließlich immer wieder das einfältig hilflose Gestammel, von Liebe und Noth und Schmerz erpreßt: „Ich kann nicht anders! Ich liebe ihn! Verzeiht mir! Gebt mir Euren Segen!"

Zuletzt versagten ihre schmerzenden Augen den Dienst. Sie löschte das Licht und warf sich halb angekleidet auf das Bett.

Sie schlief noch, als der zögernde Novembertag endlich in den dunklen Hinterhof lugte. Mit einem Schrei fuhr sie aus schweren Träumen empor, von einem Klopfen und Rufen an ihrer verschlossenen Thür.

Sie sprang zur Thür und schloß auf. Draußen stand die Mutter, bleich, übernächtig, erschreckt.

„Mein Gott, was ist denn? Warum hast Du zugeschlossen, Liffi? Wie kommt es, daß Du nicht aufstehst? Bist Du krank?"

„Ich — bin spät aufgeblieben und habe verschlafen", stammelte das Mädchen. „Ich bin gleich fertig, Mutter."

„Beeile Dich, Kind. Du mußt nach einem Arzt laufen. Der Vater ist krank. Die Aufwärterin ist noch nicht da. Edwin war bei Dr. Hoffmann, der kann nicht kommen, sein Wartezimmer ist gepfropft voll Menschen. Edwin soll jetzt bei Vater bleiben. Ich muß die Oefen heizen und aufräumen."

Liffi stand, als habe ein Keulenschlag ihr Haupt getroffen.

„Vater krank?" stammelte sie mühsam. „Es wird doch nicht —"

„Gefährlich sein?" vollendete Frau Bergau. „Du weißt, meine Tochter, bei Vater kann Alles eine schlimme Wendung nehmen, weil das Herz im Spiele ist. Er hat eine schreckliche Nacht gehabt. Herzkrämpfe, fuchtbare Beklemmungen. Ich habe Feuer gemacht, Umschläge, heiße Wasserdämpfe. Es wundert mich nur, daß Du nichts gehört hast. Jetzt schläft er. Hoffen wir, daß es so vorübergeht. Ich bin sehr in Sorgen."

Die Thränen standen der armen Frau in den Augen. Liffi hätte ihr gern die Hände geküßt, wagte es jedoch nicht. Die Mutter war gleich wieder fort und hantierte draußen leise mit Kohleneimer und Besen. Liffi wusch und kämmte sich eilig, warf die Kleider über und war in einer Viertelstunde fertig.

„Wohin soll ich gehen, Mama?"

Frau Bergau nannte ihr die Adresse eines Arztes, der ihr empfohlen war.

„Triffst Du ihn nicht, oder kann er nicht gleich kommen, so mußt Du weitergehen. Ich weiß weiter keinen Rath. Vielleicht kann Dich Dr. Rettich an einen Collegen weisen."

Liffi hatte schon ihre Jacke an und den Hut auf dem Kopf. Es regnete und wehte draußen.

„Frühstücke doch erst, Kind, der Kaffee steht auf dem Herd — und sieh den Regenmantel an."

Liffi schüttelte den Kopf. „Nachher, Mama. Der alte Rock —"

Sie war schon auf der Treppe. Frau Bergau rief sie zurück und reichte ihr den Regenschirm, den sie vergessen.

(Fortsetzung folgt.)